

Quelle

Datum

Gegen die Pharisäer und Phrasendrescher

Wolfgang Pohrts Kommentare in sprachlicher Meisterlichkeit

WOLFGANG POHRT: Ein Hauch von Netz. Kommentare zur chronischen Krise (Edition Tiamat, Berlin), 198 Seiten, 26 Mark.

Im ersten Satz dieses Buches verabschiedet sich der Autor. „Im Frühjahr 1990“, schreibt Wolfgang Pohrt im Vorwort zu seinem jüngsten Essay-Band, „würde sich der Tag, an dem die erste meiner Artikelsammlungen erschien, zum zehnten Mal jähren. Das unaufhaltsam näherrückende Jubiläum war der letzte Anstoß zur Aufgabe einer Tätigkeit, die eine schlechte Gewohnheit zu werden drohte.“

Pohrts „schlechte Gewohnheit“ hat der Republik, einem Hort der Gremien- und Gruppenkultur, im vergangenen Jahrzehnt immer wieder ein unersetzliches Alibi verschafft. In einem Land, wo mit dem Etikett „Querdenker“ unweigerlich jene im anderen Lager geschmückt werden, die sich im öligen Einklang mit den eigenen ideologischen Vorurteilen befinden, ist Pohrt einer der ganz wenigen (mit Eike Geisel und dem verstorbenen Christian Schultz-Gerstein), die tatsächlich quer- und gegengedacht haben.

In den Sammlungen *Ausverkauf: Von der Endlösung zu ihrer Alternative* (1980), *Endstation: Über die Wiedergeburt der Nation* (1982), *Stammesbewußtsein, Kultur-nation* (1984), *Kreisverkehr, Wendepunkt* (1984) und *Zeitgeist, Geisterzeit* (1986) hat Pohrt funkelnde Marksteine in die Landschaft des Block-Konformismus gesetzt: mit boshaft zugeschliffenem Witz, der ohne Rücksicht auf die unabgesprochenen Sprachregelungen das scheinbar Tiefsinnige als Gefasel im Gewande der marktgängigen Gesinnung entlarvt.

Ein Zögling der „Frankfurter Schule“ und superber Marx-Kenner, hat sich Pohrt dem wissenschaftlichen Bürokratismus früh entzogen und eine eigene, brillant-pointierte Sprache entwickelt. Ein 68er, der mit einer Arbeit über den Gebrauchswert bei Marx promovierte, hat Pohrt die selbstgewählte Berufsbezeichnung „Ideologiekritiker“ so ernst genommen, daß der eigenen Klientel schnell der Applaus verging (Ausnahmen: konkret und taz, die ihn trotzdem regelmäßig publizierten).

Lange bevor die „Promis“ in die RAF-Amnestiedebatte einstiegen, hatte Pohrt sie eröffnet. Doch gehören zu seinen Zielscheiben eben nicht nur Spätgeborene, Späth und Gauweiler, sondern Friedensfreunde, evangelische Theologen wie die „Atom-Kassandra“ Dorothee Sölle oder Grüne wie die „auf die Rolle der verfolgten Unschuld abonnierte“ Jutta Dittfurth. Wenn er in „Nationalismus am Ende“, einem Essay über den Historikerstreit, die

alten Nolte, Hillgruber & Co. mit ironischer Pointe aufspießt, wird auch der Adornit Jürgen Habermas nicht verschont. „Viel näher noch“, schreibt Pohrt, „ist Habermas seinen Gegnern, wenn er... zum Mittel der Sprachkosmetik greift und der Massenmord sich plötzlich in eine unvergleichliche Versehrung der Substanz menschlicher Zusammengehörigkeit verwandelt, so als habe man in Auschwitz ein philosophisches Prinzip ruiniert und nicht Menschen umgebracht.“ Auch ist ihm nicht entgangen, daß Rudolf Augstein zwar im Historikerstreit „gegen den konstitutionellen Nazi“ polemisiert und doch selbst 1982 wie ein chauvinistischer Demagoge fragte: „Soll es denn gar keine deutsch-nationalen Interessen mehr geben, sondern nur die Interessen von US-Amerikanern, Engländern, Franzosen...?“

In „Der frustrierte Verräter“ nimmt sich Pohrt des „Liedertexters“ Michael Kunze an, der im Herbst 1988 ein langes Klage-lied über die „Coca-Kolonisierung“ der Bundesrepublik durch die amerikanische Pop-Musik angestimmt hatte. Das „sei eine fremde Subkultur“, erregte sich Kunze, und: „Je vollkommener es gelingt, die Deutschen an die anglo-amerikanischen Kultur-Big-Macs zu gewöhnen, desto höher die Profite der Mediengiganten.“ Ein anderer hätte dem „Liedertexter“ vielleicht Profitneid oder schieres Ressentiment vorgehalten, nicht aber Pohrt.

Stattdessen zitiert er den Gauleiter Mutschmann aus dem Jahre 1943: Es ist „unerträglich, wenn immer wieder durch einzelne Musikveranstalter versucht wird, deutschen Menschen die entarteten Jazzschlager amerikanischen Ursprungs vorzusetzen... Es bedeutet Beleidigung und Schande für unser Volk, die Afterkultur der verjüdelten, vernegerten Jazzmusik anhören zu müssen.“ Mag sein, daß Kunze diese Gegenüberstellung nicht verdient hat. Doch der Leser verdient es auf jeden Fall zu verstehen, daß Denkmuster nicht mit ihren Autoren aussterben, daß die Scheußlichkeiten von gestern sehr wohl an die Nachgeborenen vererbt werden können – auch wenn die nie von einem Mutschmann gehört haben.

Cohn-Bendit und Walraff, Gruftis und Gurus, Ex-RAFers und neue Nationalisten werden an diesen Essays keine Freude gehabt haben. Doch für Liebhaber von Karl Kraus und Ambrose Bierce, für Feinde der hohlen Phrase und des gedrechselten Klischees ist das Buch ein reines, wenn auch anstrengendes Vergnügen. Pohrt paßt in keine Schablone; was Wunder, daß der außerhalb jeder Gruppenzugehörigkeit

agierende Publizist und Literaturkritiker weder Preise in Klagenfurt abschleppt, noch neben den Gefälligkeitsdenkern und Zeitgeist-Reitern auf Bestseller-Listen erscheint. Wer die Ideologiekritik wie Pohrt nicht bloß als Einweg-Waffe nutzt, der läuft Gefahr, zwischen allen Stühlen erschossen zu werden.

Mag sein, daß Pohrt deshalb endgültig umschulen will. Was aber macht überhaupt ein Ideologiekritiker? Er entlarvt das kalte Eigeninteresse hinter scheinbar universal-gültigen Zielen und deckt dabei die unvermeidlichen Widersprüche zwischen Ideal und Interesse, zwischen Wunsch und Konsequenz auf. Pohrt nennt folgendes Beispiel: „Die Friedensfreunde verlangen um des Weltfriedens willen nach nationaler Souveränität für die Deutschen, der Ideologiekritiker erinnert daran, daß nationale Souveränität im allgemeinen und die der Deutschen, besonders nach den Regeln der Erfahrung wie der Logik, nur einen neuen Krieg zum Resultat haben kann.“

Seine „schlechte Gewohnheit“ will Pohrt vor allem aufgeben, weil inzwischen für die „Ideologiekritik wieder einmal der Zeitpunkt gekommen ist, wo sie im Bewußtsein, es besser gewußt und dennoch nichts bewirkt zu haben, getrost abdanken kann.“ Da tut Pohrt sich selbst und seinem Beruf schnödes Unrecht an. Philosophie und Ideologiekritik sind nicht vergeblich, weil sie die Leute nicht zu bessern vermögen. Dazu sind Pfarrer und Bewährungshelfer da. Die vorrangige Aufgabe ist es, das Denken zu verbessern, einen Standard hochzuhalten, der den Gedanken von der Verwirrung trennt, die Hohlräume in den Köpfen aufdeckt, die Pharisäer entlarvt und die Phrasendrescher ernüchtert.

Ideologiekritik ist ein ewiger Kampf, weil die Menschen nie aufhören werden, Ideologien zusammenzuzimmern – mit-hin, sich selbst und andere zu belügen. Deshalb gilt es Pohrt für die vergangenen zehn Jahre zu preisen – und ihn gnadenlos zu beschimpfen, wenn er die Drohung der Geschäftsaufgabe tatsächlich wahr macht.

JOSEF JOFFE